

Ganz ohne Grenzen geht es auch nicht!

Jesper Juul hat einmal geschrieben: „Es gibt zwei Arten von Wärme. Die eine entsteht durch Nähe, die andere durch Reibung.“

Über das Grenzsetzen wird viel diskutiert. Das reicht von der antipädagogischen Forderung, Kinder sollten grenzenlos aufwachsen können, bis dahin, die „kleinen Tyrannen“ müssten deutlich in ihre Schranken verwiesen werden.

„Kinder brauchen Grenzen“ wird postuliert, so als gälte dies bloß für Kinder und so, als wäre ihr Alltag nicht durchdrungen von Grenzsetzungen. Wir müssen uns bloß an unsere eigene Kindheit erinnern.

Für Kinder ist es völlig normal, dass Erwachsene bestimmen. Sie wünschen sich, dass Erwachsene die Verantwortung für sie übernehmen. Werden sie älter, fordern sie nach und nach immer größere Bereiche dieser Verantwortung für sich selbst zurück. Aber Kinder wachsen immer mit Grenzen auf. Das ist für sie vollkommen alltäglich.

Warum also die Forderung, Kinder bräuchten mehr Grenzen? Ich glaube, dass es gar nicht darum geht, Kinder (noch) mehr Grenzen zu setzen als ohnehin. Es geht vielmehr darum, **wie** wir das tun, also

- ob Kinder auch verstehen, was wir meinen und von ihnen fordern, wie klar wir uns also ausdrücken
- ob wir die Verantwortung dafür übernehmen oder Kindern die Schuld geben und
- ob sich Kinder sicher sein können, nicht mit Vorwürfen überschüttet zu werden.

An allem nämlich mangelt es nämlich.

Zunächst einmal: Aus meiner Sicht sind Grenzen immer ein Beziehungsangebot!

Wir kennen das alle aus unseren eigenen Beziehungen. Solange wir die persönlichen Grenzen unserer Partnerin oder unseres Partners nicht kennen,

können wir sie auch nicht respektieren. So kommt es immer wieder zu Grenzverletzungen und Streit.

Meine Frau und ich haben z.B. sehr lange gebraucht, bis wir voneinander wussten, was wir im Urlaub brauchen und was nicht. Beide fahren wir gerne nach Skandinavien und waren auch sehr oft dort. Während ich aber am liebsten jeden Tag gewandert wäre oder zumindest etwas erkundet hätte, wollte meine Frau am liebsten die Stille ringsum mit einem guten Buch genießen. Ich habe mich geärgert, dass sie nicht mitkommen wollte und sie hat sich geärgert, weil ich sie mit meinen ständigen Wandervorhaben belästigt habe. Es hat lange gedauert, bis uns beiden

- erstens klar war, was wir eigentlich selbst wollen und
- wie wichtig das jeweils für beide Seiten war. Wir hatten also uns selbst zu verstehen und gleichzeitig den anderen.
- Und dann mussten wir noch lernen, das auch zu formulieren ohne den anderen zu verletzen.

Jesper Juul schreibt: „Die eigenen Grenzen zu kennen und zu benennen zu können ist... ein lebenslanger Prozess, der im Umgang mit dem Partner, den Kindern, deren Partnern, den Enkelkindern und unseren eigenen Eltern stattfindet.“ Und an anderer Stelle: „Man muss die Grenzen des anderen nicht nur kennen und im Gedächtnis behalten, sondern gleichzeitig auch herausfinden, wie man sich selbst im Verhältnis zu diesen fremden Grenzen intakt erhält. Man muss „**Ja**“ sagen können zu den Grenzen des anderen, ohne „**Nein**“ zu sich selbst zu sagen.“ (Zitatende)

Für Kinder ist das ein sehr schwieriger und herausfordernder Prozess! Davon, dass dies gelingt, hängt ab, ob eine Beziehung funktioniert oder nicht.

Wer ist dafür verantwortlich, dass das gelingt?

Unter Erwachsenen ist dies leicht zu beantworten. Jede und jeder ist selbst dafür verantwortlich, der oder dem anderen die eigenen Grenzen zu verdeutlichen. Dafür, dass meine Partnerin oder mein Partner meine Grenzen kennen lernt, bin ich also zuständig. Ich muss meine Grenzen selbst verteidigen und dem anderen verständlich machen. Ich kann nicht erwarten, dass mein Gegenüber irgendwie von selbst herausfindet, wo meine Grenzen liegen.

Im Zusammenleben von Erwachsenen und Kindern ist das schon schwieriger. Kinder sind erst nach und nach in der Lage, uns Erwachsenen ihre Grenzen zu verdeutlichen. Wegen des großen Machtgefälles zwischen Erwachsenen und Kindern fällt es diesen natürlich schwer, ihre Integrität gegenüber Erwachsenen zu verteidigen.

Ihnen fehlen zunächst die Sprache und das Ausdrucksvermögen. Wenn sie es tun, verstehen Erwachsene ihre Äußerungen häufig nicht oder erst nach großer Anstrengung als Schutz ihrer persönlichen Grenzen. Noch schlimmer ist aber, dass die Grenzen von Kindern auch dann, wenn sie verstanden werden, längst nicht immer auch respektiert werden. Sie werden übergangen, übertreten oder wegdiskutiert, auf jeden Fall viel zu selten beachtet.

Als Erwachsene sind wir also sowohl dafür verantwortlich, Kindern unsere eigenen Grenzen so deutlich zu machen, dass sie sie verstehen und gleichzeitig müssen wir anhand ihrer Signale herausfinden, wo die Grenzen der Kinder liegen. Weil das nicht so einfach ist, übertreten Erwachsene die Grenzen von Kindern regelmäßig. Das ist dann nicht tragisch, wenn sie einfühlsam darauf achten, was die Kinder ihnen über sich und ihre Bedürfnisse, Interessen und ihren Willen mitteilen, das ernst nehmen und sich für etwaige Grenzverletzungen entschuldigen.

Hören wir wieder Jesper Juul. Er schreibt: „Kritik, Kränkungen und Grenzüberschreitungen entschlüpfen uns oft, ehe wir Zeit zum Nachdenken finden. Daran ist nichts zu ändern, nur muss man sicher gehen, dass die Kinder erfahren: Das ist nicht ihre Schuld, sondern unsere Verantwortung.“

Wenn wir uns mit Grenzen beschäftigen, müssen wir zwischen **persönlichen und universellen Grenzen** unterscheiden. Das ist wichtig, weil beide sehr unterschiedlich daher kommen, wahrgenommen werden und unterschiedliche Auswirkungen auf Beziehungen haben.

Universelle oder generelle Grenzen

Das sind solche, die von persönlichen Gründen vollkommen absehen. Sie sind nicht an Personen gebunden, sondern sind universell. Gesetze, Verordnungen, Richtlinien sind ohne Unterschied von allen einzuhalten und auch unabhängig von der konkreten Situation.

Anordnungen der Leitung oder vom Träger sind solche universellen Grenzen. Aber auch Teams können universelle Grenzen festlegen. Im Allgemeinen beziehen die sich auf den Schutz von Personen und Material.

Sie

- gelten immer und für alle in gleicher Weise.
- Sie gelten unabhängig von der Person, ihren Sichtweisen und Interessen.
- Sie müssen von jedem zuverlässig eingehalten werden. Darauf muss man sich im Kita-Team verlassen können.

Der Vorteil universeller Grenzen liegt also darin, dass sie immer in gleicher Weise gelten. Alle können sich darauf verlassen, dass alle sie berücksichtigen. Oft sind sie irgendwo schriftlich festgehalten und daher auch leicht zu überprüfen.

Ihr Nachteil ist natürlich, dass sie Kontrolle brauchen. Da niemand persönlich für die Einhaltung verantwortlich ist, muss festgelegt werden, wer sie kontrolliert. Universelle Grenzen brauchen also immer auch so etwas wie eine Grenzpolizei. Da sie weder an Personen gebunden sind, noch auf Einsicht beruhen, darf niemand erwarten, dass sie von selbst eingehalten werden.

Den allermeisten jüngeren Kindern fällt es einigermaßen leicht sich generellen Grenzen unterzuordnen, sofern sie nicht allgegenwärtig und begrenzt sind. Die einzige weitere Voraussetzung ist, dass ihre eigenen persönlichen Grenzen dadurch nicht verletzt oder völlig niedergerissen werden.

Erst ältere Kitakinder und Schulkinder beginnen sich gegen universelle Grenzen zu wehren, wenn sie sie als Einschränkung ihrer eigenen Interessen erleben. Da braucht es mitunter viel Geduld, Wiederholungen und Freundlichkeit.

Aus meiner Sicht, sollte sich diese Variante von Grenzen in Kitas auf die wenigen Situationen beschränken, in denen sie wirklich notwendig sind. Das sind im Allgemeinen Sicherheitsfragen (Schwimmbadbesuche) oder der Schutz von Material und Geräten (teure Schreibfedern). Teams sollten also sehr genau überlegen, welche universellen Grenzen sie festlegen.

Persönliche Grenzen

Persönliche Grenzen sind ganz anders.

- Sie sind an die Person gebunden, die die Grenze setzt. Sie gelten also nicht universell.
- Sie unterscheiden sich vielmehr von Person zu Person und von Situation zu Situation.
- Persönliche Grenzen sagen damit etwas über den aus, der oder die sie ausspricht. Hinter ihren persönlichen Grenzen wird die Person selbst sichtbar.
- Wer eine persönliche Grenze setzt, übernimmt auch selbst die Verantwortung dafür. (Ich werde später beschreiben, wie das aussehen kann)

Und immer gilt:

- Jeder Mensch hat das Recht, dass seine persönlichen Grenzen respektiert werden. Das gilt für Erwachsene und Kinder gleichermaßen.

Persönliche Grenzen sind alle in einer persönlichen Sprache ausgedrückt: „Ich will... Ich will nicht...“ Das Kind braucht daher nicht daran zu zweifeln, wofür seine Erzieherin gerade steht.

Die persönliche Sprache ist immer warm, einerlei, ob sie ja sagt oder nein. Es besteht Kontakt. Der Standpunkt des Erwachsenen kommt ohne Appell, ohne verdeckte Vorbehalte und auch ohne Zweifel und Selbstkritik zum Ausdruck. Kindern gegenüber ist er frei von Kritik, Vorwurf oder Herablassung.

Persönliche Grenzen sind Mitteilungen über die Person, die sie ausspricht. Diese Mitteilung ist mit der Erwartung verbunden, sich daran zu orientieren. Mehr nicht. Sie sagen: „Hier bin ich. So bin ich. Für diese Meinung stehe ich.“

Persönliche Grenzen ermächtigen Kinder, weil sichtbar wird, von wem sie kommen und weshalb. Das erst ermöglicht es Kindern sich damit auseinanderzusetzen. Werden Grenzen als persönliche Grenzen formuliert, bekommen Kinder eine Erklärung, warum die Grenzen der Erzieherin, des Vaters oder der Mutter gerade jetzt gerade hier verlaufen.

Auf mich als Grenzen setzenden Opa kann meine Enkeltochter wütend sein und kann mir das sagen. Eine Auflehnung gegen das allgemeine Verbot auf

dem Gelände der Schule Fahrrad zu fahren ist hingegen wesentlich schwieriger. Hier fehlt einfach der Ansprechpartner.

Spaghetti-Drama

Wenngleich es sinnvoll ist, anderen zu erläutern, weshalb ich hier und dort eine persönliche Grenze habe, gilt: Persönlichen Grenzen muss niemand begründen. Sie sind einfach da und sind Teil unserer Identität. In Beziehungen kommt es darauf an, sie sichtbar zu machen.

Jesper Juul: „Einige unserer persönlichen Grenzen können wir nicht erklären, nicht einmal uns selbst. Sie sind einfach da. Das macht es schwieriger für Kinder, sie zu verstehen, aber nicht, sie zu respektieren. Kinder respektieren die Grenzen der Eltern nicht, weil die Eltern sie begründen können, sondern weil sie Person respektieren, die diese Grenzen hat.“

Wenn ein Kind die Sorge der Erwachsenen um ihre eigenen Grenzen erlebt, lernt es, auf die Grenzen anderer achtzugeben. Es lernt, wie persönliche Grenzen entstehen, welchen Hintergrund sie haben und dass jeder Mensch ein Recht auf seine eigenen persönlichen Grenzen hat.

Leider haben die allermeisten von uns nicht lernen können, ihre persönlichen Grenzen zu formulieren und für deren Schutz zu sorgen. Das hängt damit zusammen, dass wir als Kinder in der Regel nicht dazu ermutigt wurden, unsere Grenzen zu formulieren.

Als Kind für unsere Interessen einzutreten, war mitunter sogar gefährlich, vor allem natürlich, wenn sich unsere Interessen von denen der Erwachsenen unterschieden. Beziehungsabbruch oder Liebesentzug drohten ebenso wie Herabwürdigungen oder Strafen.

Wenn Kinder es dann doch wagen, ihre Grenzen zu formulieren, erfahren sie ziemlich bald, dass Erwachsene sie nicht ernst nehmen und häufig auch nicht respektieren. Erwachsene interessieren sich dann nicht wirklich dafür, was Kinder wollen, sondern wiegeln ab, übergehen oder bewerten: „Stell dich nicht so an!“ – „So schlimm ist das ja nun auch wieder nicht!“ – „Kannst du nicht einmal das tun, was ich sage?“ – „Du hast hier gar nicht zu wollen!“ – „Ich sag's nicht zweimal!“

Wir haben also schlicht keine Erfahrung und zu wenig Übung darin, anderen gegenüber unsere Grenzen zu formulieren.

Umso wichtiger ist es, dass Kinder in der Kita erleben, dass es überhaupt persönliche Grenzen gibt und dass sie, auch ihre eigenen, respektiert werden. Genauso wichtig ist aber, dass sie dazu ermutigt werden, sich auch Erwachsenen gegenüber abzugrenzen. Die Zeiten, in denen Unterordnung und Gehorsam verlangt wurden, sind hoffentlich vorbei!

Nicole Wilhelm, die schon erwähnte Familienberaterin, erzählt von ihrem eigenen Sohn:

„Ich sage zu meinem zehnjährigen Sohn: ‚Kannst du bitte die Spülmaschine ausräumen?‘ Mit hängenden Schultern sagt er ja. Ich frage ihn: ‚Weißt du, was das Wichtigste ist, was Jungs lernen müssen?‘ ‚Spülmaschine ausräumen?‘ ‚Nee, sie müssen lernen, nein zu ihrer Mutter zu sagen und sich dabei wohl zu fühlen.‘“

Auf den letzten Halbsatz kommt es mir an. Offensichtlich fühlt es sich für viele Kinder nicht gut an, ihren Willen zu verfolgen und dies Erwachsenen gegenüber zu formulieren, wenn es sich um unterschiedliche Interessen handelt. Sie müssen also dazu ermutigt werden.

Auch im Kitaalltag vornehmlich auf die unterschiedlichen persönliche Grenzen zu setzen, statt sich hinter Formulierungen wie „Wir haben doch ausgemacht, dass...“ oder „Du weißt doch, dass wir die oder jene Regel haben“ zu verstecken, ist ungewohnt, weil die meisten Teams danach streben, mit Hilfe universeller Festlegungen, ein für alle Mal den Alltag geregelt zu haben. Zwar erleben sie Tag für Tag, dass das nicht funktioniert und Regeln immer und immer wieder in Teams diskutiert werden, aber der Glaube an „die gute, allgemeingültige und dauerhafte Regel“, die von jedem Teammitglied in gleicher Weise beachtet wird, ist ungebrochen.

Da rüttelt die Forderung, mehr mit persönlichen statt mit generellen Grenzen zu arbeiten, kräftig an einem Tabu, nämlich dem der Einigkeit der Erwachsenen gegenüber Kindern. Sie erfordern, wie beim Konzept der Lebensregeln übrigens auch, ein anderes Umgehen mit der Unterschiedlichkeit im Team.

Nehmen wir als Beispiel das Klettern auf einen Baum. Die Angschwellen unter uns sind durchaus unterschiedlich.

Was die eine aushält, hält der andere nicht aus. Für Kollegin A würde das bedeuten: sie bleibt – ziemlich ruhig – dabei, wenn Kinder klettern. Sie neigt durchaus auch dazu, sie ermutigen, es auszuprobieren und würde jedes Mal Regelungen suchen, die zur Situation und den jeweiligen Kindern passen. Es gäbe dann und wann natürlich auch Kinder, denen sie beispielsweise sagen würde: „Jacob, bei dir habe ich Angst, dass du runterfallen könntest. Du musst mir erst zeigen, was du kannst, damit ich keine Angst mehr zu haben brauche.“ Sie entscheidet also für sich und beruft sich auf keine allgemeine Regel.

Im Falle einer Kollegin B könnte das bedeuten, dass sie den Kindern mitteilt: „Ich möchte nicht, dass ihr auf den Baum klettert. Ich kann das nicht sehen. Ich glaube euch, dass ihr das könnt, ich habe aber trotzdem Angst, dass ihr runterfallt und euch ein Bein oder sogar das Genick brecht. Ich möchte deshalb nicht, dass ihr klettert, wenn ich dabei bin.“ Auch das ist persönlich.

Eine weitere Kollegin C könnte, ebenfalls sehr persönlich, argumentieren: „Ich möchte nicht, dass ihr auf den Baum klettert, weil ihr dann Äste abbrecht, und das will ich nicht. Ich kann es nicht haben, wenn mit dem Baum so umgegangen wird. Also bitte klettert woanders.“

Die Kinder erleben also drei verschiedene Varianten persönlicher Grenzen. Aus den Erfahrungen, die ich selbst damit habe oder die andere damit gemacht haben, weiß ich, dass Kinder damit gut zurechtkommen. Die einzige Bedingung dafür ist, dass dies unter den Erwachsenen so akzeptiert ist und sie Formen gefunden haben, damit umzugehen. Was Kinder unsicher macht sind unsichere Erwachsene!

Beispiel Iris und Rosy

Für die Kinder sind diese Unterschiede sowieso nichts Ungewöhnliches. Sie werden, sofern die Grenzen in warmer Sprache, ohne Vorwurf und persönlich formuliert sind, weiterhin alle drei Kolleg*innen so lieben wie bisher. Es würde jedenfalls mehr Ehrlichkeit in den Kita-Alltag einziehen. Die Kinder bekämen Gelegenheit, zu lernen, sich in der Kompliziertheit sozialer Beziehungen

zurecht zu finden. Dass Unterschiede die Normalität sind, ist als Erfahrung und Haltung für eine Demokratie schließlich unerlässlich!

Persönlich Grenzen für Kinder zudem leichter zu akzeptieren:

1. Weil sie mit ihren Erzieherinnen im Allgemeinen kooperieren wollen und weil es eben leichter fällt, eine Grenze zu beachten, die die Person hat, die sie schätzen, als eine, die aus dem Off kommt und umständlich begründet werden muss.
2. Weil es immer auch Alternativen gäbe: Kann Erzieherin B das nicht sehen, ist ein andermal Erzieherin A zur Stelle, die das sehen kann. Auf persönliche Grenzen zu setzen, erhöht also die Handlungs- und Erfahrungsmöglichkeiten von Kindern.
3. Weil die Anweisungen authentischer sind. Eine Erzieherin, die eine persönliche Grenze setzt, steht auch hinter dem, was sie sagt, während eine, die eine universelle Grenze vertreten muss, die sie selbst nicht oder anders setzen würde, sich verstellen muss. So müsste etwa Kollegin A müsste argumentieren, dass Klettern gefährlich sei, obwohl sie selbst das sehr viel differenzierter sieht.

Die Kinder würden natürlich spüren, dass Kollegin A das eigentlich ganz anders beurteilt. Wahrscheinlich würden sie in der Folge probieren herauszubekommen, wie es wirklich ist, indem sie trotz Verbots zu klettern versuchen. Es entstünde eine unsichere Situation für beide Seiten.

4. Deswegen ist der Umgang mit persönlichen Grenzen sicherer als der mit vornehmlich universellen. Der Bildungsreferent und Organisationsberater Roger Prott, der sich viel mit Fragen der Aufsichtspflicht beschäftigt hat, hält es für generell gefährlicher, sich auf allgemein gültige Bestimmungen zu verlassen und sich dahinter zu verstecken, statt auf die persönliche Einschätzung der Situation, für die ich auch selbst die Verantwortung übernehme.

Wie aber nun Grenzen setzen?

Zunächst: **Grenzen müssen als solche überhaupt erkennbar sein.**

Wir müssen zum Ausdruck bringen: „Hier ist meine Grenze! Ich möchte, dass dies oder jenes geschieht. Ich erkläre dir gerne warm, möchte aber, dass du das tust. Du darfst das blöde finden und mich auch. Das ist in Ordnung. Und wir können gerne später darüber sprechen, weshalb und ob es andere Lösungen gäbe. Jetzt möchte ich aber, dass das geschieht, was ich sage.“

Was vielen, das weiß ich aus unzähligen Fortbildungen, nicht klar ist, ist, dass eine Grenze eine Grenze ist, die nicht überschritten werden darf. Sie ist eine Linie und kein undefinierter Korridor. Wir können Kindern zwei oder sogar drei Alternativen anbieten. Aber weiterhin bestimmen wir, welche das sind.

Oft wird nicht deutlich, dass es sich wirklich um eine Grenze handelt. Gerne würden wir es freundlicher ausdrücken. Z.B. sagen wir „Würdest du bitte aufräumen?“ statt: „Ich möchte, dass du die Sachen auf dem Tisch jetzt wegräumst.“. Oder, anstatt „Ich möchte, dass du aufhörst, mit Sand zu werfen.“, formulieren wir lieber: „Hör doch bitte auf, mit Sand zu werfen.“ Im ersten Fall handelt es sich um eine Frage, im zweiten um eine Bitte. Das verunsichert Kinder, zumal dann, wenn sie entsprechend einer Bitte oder Frage darauf reagieren und erleben, dass die Erwachsenen nun noch unzufriedener mit ihnen sind.

Solche Formulierungen sind auch deshalb für Kinder schwierig, weil die Verantwortung für das erwünschte Verhalten, irgendwie auf Einsicht hoffend, auf sie übertragen wird. Sie stehen also vor einer doppelten Herausforderung. Sie müssen ihr Verhalten ändern und dann auch noch Einsicht zeigen, obwohl sie natürlich weiterhin gerne mit Sand werfen möchten und auch weiterhin ganz und gar keine Lust haben, den Tisch abzuräumen.

Zweitens müssen Grenzen einzuhalten sein.

Immer wieder werden Kinder überfordert, wenn Grenzen so unklar formuliert sind, dass sie gar nicht wissen, **wie** sie sie einhalten sollen. „Seid bitte leiser!“, „Pass auf, dass du nicht runterfällst!“ oder „Fahr langsamer. Das ist gefährlich“, sind solche Beispiele. Abgesehen davon, dass in allen drei

Beispielen wiederum die Verantwortung auf die Kinder übertragen wird, ist zudem unklar, **was** die Kinder eigentlich **genau** tun sollen.

Statt „Pass auf, dass du nicht runterfällst!“, wäre es beispielsweise besser zu sagen: „Ich möchte, dass du langsamer kletterst und jedes Mal, bevor du nach einem Ast greifst, erst überprüfst, ob du auch sicher stehst.“ Und statt einem „Seid bitte leiser!“, was Kinder ohnehin kaum **können**, könnten sich Kinder eher daranhalten, wenn sie zu hören bekämen: „Kinder, mir ist es im Augenblick zu laut. Ich bin schon älter als ihr und halte das nicht mehr so gut aus. Ich möchte gerne, dass ihr euch bemüht. Wenn es mir wieder zu laut wird, sage ich das dann. OK?“

Ein weiterer Grundsatz beim Setzen von Grenzen lautet: **Grenzen dürfen nicht beschämen.**

Kinder wollen, dass wir mit ihnen zufrieden sind. Sie wollen kooperieren. Das kann im Extrem dazu führen, dass sie denken, Erwachsene sind nur mit ihnen zufrieden, wenn sie selbst gehorsam sind. Und weil sie noch nicht zwischen Handeln und Person unterscheiden können, glauben sie, sie seien selbst falsch, wenn Erwachsene mit dem was sie tun unzufrieden sind.

Die Familienberaterin Nicole Wilhelm spricht davon, dass wir Kinder nicht „falsch machen“ sollen, dass wir zwar sagen sollen, was wir wollen, das dann aber ohne jedweden Vorwurf! Jesper Juul geht soweit, dass er, die Kooperationswilligkeit der Kinder voraussetzend, schreibt, dass wir Kinder nicht für ihr Handeln kritisieren sollten, auch nicht zwischen den Zeilen, durch Mimik, Gestik, Tonhöhe oder Lautstärke.

Deswegen ist es so wichtig, ihnen klar zu machen, dass sie nichts falsch machen, wenn sie etwas tun, was wir nicht wollen. Es ist einfach so, dass es in einem solchen Moment unterschiedliche Perspektiven gibt, die der Erwachsenen und die der Kinder. Und beide haben ein Recht da zu sein.

Der vielleicht wichtigste Grundsatz lautet: Erwachsene müssen die Verantwortung für den Rahmen übernehmen oder: **Grenzen haben Grenzen.**

Was ist damit gemeint?

In aller Munde ist die Vorstellung, dass es vor allem darauf ankäme, in Grenzsituationen unbedingt „konsequent“ zu sein. Letztendlich läuft diese Forderung darauf hinaus, den Willen des Kindes zu brechen, wenn sich das Kind dem, was ich will, widersetzt. Dahinter steckt die Vorstellung des nichtkooperativen und manchmal auch böswilligen Kindes, des „kleinen Tyrannen“ eben. Verfechter dieser Sichtweise warnen davor, dass Kinder ansonsten die Macht übernehmen könnten. Ich habe keinen Elternabend zum Regelthema durchgeführt, ohne, dass wir irgendwann an diesem Punkt gelandet sind, dem „Ja, aber, wenn es dann doch nicht funktioniert...“, wobei „funktionieren“ stets mit „gehorsamen“ gleichgesetzt war.

Hannah Ahrend hat einmal auf den Nazi und Massenmörder Adolf Eichmann gemünzt, der sich stets darauf berufen habe, nur gehorcht zu haben, gefordert: „Niemand hat ein Recht darauf, zu gehorchen!“ Ich würde das erweitern um: „Niemand hat ein Recht darauf, Gehorsam zu erwarten und zu verlangen!“

Den Rahmen in solchen Auseinandersetzungen zu halten, bedeutet, weiterhin die volle Verantwortung für die Beziehung zu übernehmen und zu verhindern, dass sie oder das Kind Schaden nehmen.

Jesper Juul schreibt dazu: „Wenn man im Umgang mit Kindern Konsequenzen als eine Art von Satellit in die Kommunikation einbaut, sagt man auch: ‚Ich habe es aufgegeben, dich dazu zu bringen, meine Person ernst zu nehmen, also ersetze ich sie mit Konsequenzen, die du hoffentlich ernster nimmst und mehr respektierst als mich... Die Erwachsenen werden in regelmäßigen Abständen gezwungen sein, immer neue und strengere Konsequenzen zu erfinden, um sich gegen die zunehmende Respektlosigkeit der Kinder zu behaupten. Daraus wird entweder ein Teufelskreis, oder die Konsequenzen werden so ernst, dass das Verhältnis zwischen Kindern und Erwachsenen irreparablen Schaden leidet.“

Meiner Auffassung nach müssen Erwachsene aus solch eskalierenden Situationen aussteigen, wenn sie merken, dass es in diese Richtung geht. Der Punkt ist spätestens dann erreicht, wenn sie spüren, dass sie gegen das Kind gewinnen wollen. Denn dann kann ein Kreislauf beginnen, bei dem es geht am Ende bloß noch darum geht, mit der Macht der Erwachsenen den Willen der Kinder zu brechen.

„Die Alternative dazu beruht auf dreierlei: auf Geduld, Wiederholungen und dem Willen, sich selbst und das Kind ernst zu nehmen.“, schreibt Jesper Juul. Das Kind in einer solchen Situation ernst zu nehmen, meint, es nicht zu demütigen, also seinen Willen nicht zu brechen.

Stehen wir hier nicht vor einem unauflösbaren Dilemma? Wir wollen etwas, das Kind will das partout nicht, wir dürfen aber den Willen des Kindes nicht brechen?

Aber genauso ist es. Als Erwachsene denken wir in größeren Zusammenhängen und haben deshalb die Beziehung als Ganzes und die Entwicklung des Kindes insgesamt im Blick. Es geht nicht nur um den kurzzeitigen Sieg in einer Auseinandersetzung mit dem Kind. Es gibt unzählige Gründe, weshalb ein Kind ablehnt, was wir wollen. Diese Gründe können wir nur verstehen, wenn wir das Kind, uns selbst und die konkrete Situation in den Blick nehmen. Unabhängig davon aber, muss unsere Botschaft bleiben: „Du machst nichts falsch! Du hast ein Recht auf deine Sichtweise. Das hast du auch dann, wenn ich eine andere habe.“ Und: „Deine Wünsche haben den gleichen Wert wie meine.“ Jesper Juul nennt das eine gleichwürdige Beziehung. Im Zusammenhang mit dem Setzen von Grenzen spricht er von „gleichwürdiger Führung“.

Um das alles nicht in Gefahr zu bringen, müssen Erwachsene aus solch zugespitzten Situationen aussteigen und abrüsten.

Das kann in etwa so aussehen: „Ok, ich spüre, dass du heute wirklich nicht willst, und ich will dich nicht dazu zwingen. Über irgendetwas ärgerst du dich sehr. Im Moment sind wir beide aber zu wütend, um uns darüber unterhalten zu können. Ich frage jetzt einfach mal jemand anderes. Vielleicht macht es heute ein anderes Kind für dich und wenn nicht, mach ich das für dich.“ Und wenn wir wollen und es unsere Gefühle in dem Moment zulassen, könnten wir ergänzen: „Wenn es uns beiden wieder besser geht, möchte ich gerne von dir wissen, was dich so geärgert hat.“

Einen Wunsch wahrzunehmen und ernst zu nehmen bedeutet also nicht, ihn erfüllen zu müssen. Wichtig ist, ihn wirklich ernst zu nehmen.

Das fühlt sich vielleicht an wie ein Klein-Beigeben. In Wirklichkeit zeigt es Stärke, weil wir die Unterschiedlichkeit der Rechte und Möglichkeiten von Kindern und Erwachsenen berücksichtigen und in diesem Moment die Verantwortung für die Beziehung übernehmen. Was folgen wird, sind erneute Versuche, in den Dialog zu kommen und Kontakt herzustellen. Vielleicht ändern sich im Laufe dieses Prozesses irgendwann auch die Regelungen für das Tischabräumen, das Spaghetti-in-den-Topf-werfen oder das Spülmaschinen-Einräumen.

Am Schluss nun noch ein paar **Tipps für ein wirkungsvolles Setzen von Grenzen:**

- Bieten Sie Kindern zwei bis drei Handlungsalternativen zur Auswahl an: „Du kannst wählen, entweder..., oder..., oder...“
- Sprechen Sie eine warme Sprache.
- Sprechen Sie von sich. Seien Sie als Person sichtbar und zeigen Sie, wofür Sie stehen: „Ich habe Angst, ihr könntet jemanden verletzen, deshalb will ich, dass ihr kein Fangen spielt!“
- Erklären Sie nicht zu viel, wenn Sie möchten, dass die Kinder vor allem hören, was Sie wollen.
- Fragen Sie nicht und bitten Sie nicht zu sehr: „Könnt ihr bitte aufhören, Fangen zu spielen?“
- Sagen Sie, was Sie wollen, aber kritisieren Sie die Kinder nicht: „Du darfst alles fühlen oder denken, deine Gefühle sind OK, und du selbst bist es auch. Du darfst nur nicht alles tun.“
- Machen Sie den Kindern kein schlechtes Gewissen, geben Sie ihnen keine Schuld, beschämen Sie sie nicht: „Ich hab’ dir doch schon 1000x gesagt...“
- Respektieren Sie, dass Kinder nicht immer wollen, was Sie gerne hätten, brechen Sie nicht ihren Willen: „Ich weiß, dass du das nicht willst, und das ist auch in Ordnung, trotzdem möchte ich, dass du...“ Respektieren bedeutet auch nicht, jeden Wunsch zu erfüllen, aber deutlich zu machen, dein Wunsch ist berechtigt.
- Erwarten Sie von den Kindern weder Verständnis, noch Einsicht. Sie wollen nicht, was Sie wollen, deshalb müssen Sie ja die Grenze setzen.
- Lassen Sie aber auch die Tür für Gespräche offen, stellen Sie sich nicht als unfehlbar dar: „Gut, jetzt möchte ich, dass du das tust., heute Nachmittag überlegen wir dann nochmal zusammen, wie wir das in Zukunft machen wollen...“

- Leiten Sie kein dauerhaftes Recht aus Ihrer momentanen Grenzziehung ab. Sie ändern sich und die Kinder tun es auch. Konsequenz zu sein, bedeutet nicht, immer dasselbe zu tun!

Enden möchte ich mit einer Geschichte über Mahatma Gandhi verbunden mit der Aufforderung, uns auch manchmal selbst an die Nase zu fassen.

Eine Mutter bat eines Tages Mahatma Gandhi darum, er solle ihren Sohn dazu auffordern, Zucker zu essen. Zucker sei ungesund, er werde zu dick. Gandhi schaute sich den Sohn der Mutter genau an und sagte: „Bring mir deinen Sohn in zwei Wochen wieder.“ Die Mutter protestierte. Sie habe einen weiten Weg gehabt, um zu ihm zu kommen und bat noch einmal darum, Gandhi solle ihrem Sohn das Essen des Zuckers verbieten. Gandhi sah den Sohn noch einmal an, dachte nach, wiederholte aber bloß seine Aufforderung, beide sollten in zwei Wochen noch einmal erscheinen. Als Mutter und Sohn nach zwei Wochen wiedererschienen, bat die Mutter erneut darum, Gandhi solle ihren Sohn auffordern, keinen Zucker mehr zu essen. Gandhi sah dem Sohn erneut in die Augen und sagte: „Höre auf, Zucker zu essen.“ Nun beschwerte sich die Mutter: „Das hättest du meinem Sohn auch schon vor zwei Wochen sagen können. Dann hätten wir den beschwerlichen Weg hierher gespart!“ Mahatma Gandhis Antwort soll gelautet haben: „Vor zwei Wochen aß ich selbst noch Zucker.“

Buchtipps:

